

MARGIT SCHREINER
Die Eskimorolle

Buch

»Wenn man kentert«, meinte Hans, kaum hatten wir die Seemitte erreicht, ›kommt alles auf die Eskimorolle an.« ... »Los mit Schwung«, rief er und lehnte sich schon weit nach links. Wir kippten um und fielen, ohne daß es nun auf der anderen Seite wieder hinaufgegangen wäre, alle drei aus dem Boot und ins Wasser.«

Mit ironischem Seitenblick erzählt Margit Schreiner von kleinen und großen Ungeschicklichkeiten, vom Scheitern, vom Weitermachen und vom Neubeginn. Scheinbar naiv schaut sie auf ihre Kindheit und Jugend und schildert eine Weihnachtsfeier mit Ananasbowle oder erzählt von den großen, aber noch leeren Körbchen ihres ersten Bikinis. Sie denkt an ihre Mutter, die ihr erstes Kind während der Geburt verliert, und an den Vater, der seine Jugend im Böhmerwald verklärt. Unsentimental, aber nicht ganz ohne Sehnsucht erinnert sie sich an ihren ersten Kuß genauso wie an ihr Studentenzimmer in einer kommunistischen WG. Als Margit Schreiner ihre ehemaligen Kommilitonen Jahre später wiedertrifft, unternimmt sie mit ihnen nach einer durchzechten Nacht eine Bootstour – und scheitert zusammen mit den anderen bei der Eskimorolle.

Leichtfüßig und ohne Schnörkel folgt die Autorin den Spuren ihrer Erinnerung und beschreibt so das Leben mit all seinen Lügen, Ängsten und Hoffnungen. Auf diese Weise werden aus ihren Lebensgeschichten Liebesgeschichten.

Autorin

Margit Schreiner, geboren 1953 in Linz, studierte Germanistik und Psychologie in Salzburg und ging 1977 für drei Jahre nach Japan. Als freie Schriftstellerin lebte sie danach zunächst in Salzburg und Paris, später in Berlin und Italien – heute wieder in Linz. Für ihr bisheriges Werk wurde sie u. a. mit dem Theodor-Körner-Preis ausgezeichnet. Ihr Roman »Haus, Frauen, Sex.« wurde von der Kritik hoch gelobt und war bei Presse und Publikum ein sensationeller Erfolg.

Von Margit Schreiner außerdem bei Goldmann lieferbar:

Haus, Frauen, Sex. Roman (45614)

Mein erster Neger (45705)

Heißt lieben (45814)

Nackte Väter. Roman (45813)

Margit Schreiner

Die
Eskimorolle

GOLDMANN

1. Auflage
Taschenbuchausgabe März 2006
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2004 by Schöffling und Co.
Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main
Die Erstausgabe erschien 1995 unter dem Titel
»Die Unterdrückung der Frau, die Virilität der Männer,
der Katholizismus und der Dreck«;
eine Taschenbuchausgabe unter dem Titel
»Der Mann mit den Samtöhren«.
Umschlaggestaltung: Design Team München
BH · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN-10: 3-442-45992-3
ISBN-13: 978-3-442-45992-6

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

1. Teil

Anfangs	9
Onkel Hans	20
Onkel Franz	22
Onkel Fritz	25
Hans-Peter	27
Wicki	29
Der Matrose	36
Billi und Michael	46
Vater	51
Kleofas	54
Die Beichte	62
Einmarsch	65
Bescherung	68
Der alte Mann aus dem Keller	71
Mitgliederversammlung	77
Kommunistische Weihnacht	80
Der Club der politisch interessierten Frau	84
Die Eskimorolle	94

2. Teil

Die Unterdrückung der Frau, die Virilität
der Männer, der Katholizismus und der Dreck 111

Die Taube 120

Kuchenbacken 126

1990 130

Der Apotheker 141

Der alte Mann 149

Gina 159

Sophia 169

Anna 178

1. Teil

Anfangs

Ich bin durch einen Kaiserschnitt zur Welt gekommen. Das Kind vor mir hat meine Mutter verloren, weil es eine Steißlage war und die Ärzte nicht operieren wollten. Aus irgendeinem Grund, wahrscheinlich aus Neugier oder aus Sportgeist, wollten sie das Kind unbedingt während der Geburt drehen. Was nicht gelang. Das Kind, das Marlies heißen sollte, blieb stecken. Nicht nur, daß es im Bauch meiner Mutter erstickte, es saß auch fest. Die Ärzte überlegten, es zu zerstückeln. Aber dann schafften sie es doch irgendwie, das tote Kind aus meiner Mutter zu ziehen. Sie wurde dabei so verletzt, daß sie nicht mehr auf natürliche Weise gebären konnte.

Ich kam zwei Tage vor Weihnachten zur Welt. Meine Mutter hat mir erzählt, daß sie dann am Abend des 24. Dezember plötzlich den Krankenhauschor »Uns ist ein Kind geboren« und »Stille Nacht, heilige Nacht« singen hörte und daß sie, vom Morphin noch ganz benommen, alles durcheinanderbrachte und gar nicht mehr richtig unterscheiden konnte zwischen dem holden Knaben im lockigen Haar und mir. So etwas kann zur Belastung werden.

Am Tage meiner Geburt erhielt Neruda den Stalinpreis, und am Dachstein ging eine Lawine nieder, die drei Menschen unter sich begrub.

Meine Tauffeier habe in kleinstem Kreise stattgefunden. Es sei im Januar 1954, im Jahrhundertwinter gewesen, und deshalb hätte ich eine weiße Wolljacke mit Silberfäden getragen

und ebensolche Wollfäustlinge und auch so eine Haube, aber mit langen seidenen Schleifen, und hätte außerdem in einem Stechkissen gelegen, das mit langen seidenen Schleifen zugebunden gewesen sei.

Der Kachelofen im Wohnzimmer sei gut geheizt gewesen, und zwei volle Eimer mit Koks hätten neben dem Ofen gestanden. Auf der Fensterscheibe hätten sich Eisblumen gebildet. Es habe heiße Schokolade mit einem kleinen Schluck Rum zu trinken gegeben und verschiedene Torten zu essen.

Die Erde draußen habe warm unter einer dicken Schneeschicht gelegen. Die Vögel seien in dem Vogelhaus auf unserem Balkon gefüttert worden, und immer wieder hätten die fetten Tauben versucht, die Blaumeisen zu vertreiben. Und die Rotkehlchen, die mein Vater besonders gemocht habe. Er sei während der Tauffeier mehrmals ans Balkonfenster getreten und habe an die Scheibe geklopft, um die Tauben zu verjagen.

Gegen Abend habe es wieder stärker zu schneien begonnen. Im Licht der Laterne, das damals noch gelb gewesen sei, habe man die Schneeflocken dicht und schwer fallen gesehen. Um sechs Uhr habe es Ananasbowle gegeben und Wurstbrötchen, auf die mit bunten Plastikzahnstochern Sardellenringe gespißt worden seien. Die Plastikzahnstocher habe man auch benutzen können, um die Ananasstückchen aus der Bowle zu fischen.

Mein Vater habe die Gitarre gestimmt und »Drei weiße Birken in meiner Heimat stehn« gesungen, und meine Mutter habe »Uns ist ein Ros entsprungen« gesungen. Und draußen habe es geschneit und geschneit, als ob es kein Ende gäbe mit dem Jahrhundertschnee. Die wenigen Autos, die es damals gegeben habe, habe man nicht gehört. Der Schnee habe fast alle Geräusche verschluckt; nur das Gurren der Tauben nicht.

Im Laufe des Abends habe mein Vater eine Taufrede gehalten, die er sich zuvor auf einen Zettel notiert habe. Er habe gesagt, daß meiner Mutter und ihm zwei Tage vor Weihnachten ein lang ersehnter Wunsch in Erfüllung gegangen sei, und meine Mutter habe geweint. Mein Vater habe sein Glas erhoben, und während draußen der Schnee so dicht gefallen sei, daß er wie ein weißer Vorhang im Fenster geangen habe, hätten alle auf meine Geburt angestoßen.

Meine früheste Erinnerung ist die an den Beiwagen.

Ich weiß noch, er war feuerrot. Oder nein, er war grellgrün. Feuerrot war der Overall, den ich bei den Fahrten im Beiwagen trug, denn der Wind pfiß durch die Ritzen. Jetzt weiß ich es wieder ganz genau: Der Beiwagen war schwarz!

Meine Eltern haben mir oft erzählt, wie sie ihn in Wien gekauft und abgeholt hatten. Schon beim Abholen des Beiwagens hätten sie sich geschworen, ihn bald wieder zu verkaufen. Es habe an dem Tag nämlich fürchterlich geregnet und gestürmt. Während mein Vater auf dem Motorrad völlig durchnäßt worden sei und die ganze Fahrt gegen den Seitenwind habe lenken müssen, sei meine Mutter trocken im Beiwagen mit dem Verdeck gesessen und habe Angst gehabt, mein Vater könne sie vergessen. Meine Eltern haben das Motorrad mit Beiwagen dann leider wirklich bald wieder verkauft, weil meine Mutter diese Angst nie ganz überwinden konnte.

Wir sind bestimmt nicht oft mit dem Beiwagen gefahren. Ich erinnere mich nur an die Fahrt zum Sudetendeutschen-treffen nach Passau. Von dieser Fahrt gibt es drei Fotos im Familienalbum, unter denen »Auf der Fahrt zum Sudetendeutschen-treffen in Passau« steht.

Das erste Foto, wahrscheinlich mit Selbstauslöser geknipst, zeigt meinen Vater auf dem Motorrad und meine Mutter und mich neben dem Beiwagen. Im Hintergrund sind die vÖEST-Häuser. Da es damals noch keine Farbfotos gab, kann man nicht sehen, daß mein Overall feuerrot ist. Auch die Farbe des Beiwagens kann man natürlich nicht erkennen. Aber ich weiß, daß er schwarz war.

Das zweite Foto zeigt uns in Aschach. Auch auf diesem Foto sitzt mein Vater auf dem Motorrad, während meine Mutter und ich neben dem Beiwagen stehen. Nur daß hier statt dem vÖEST-Häuserblock die Donau im Hintergrund ist.

An die Fahrt von Linz nach Passau, an der Donau entlang, erinnere ich mich ganz genau. Ich erinnere mich, auf dem Schoß meiner Mutter direkt an der Beiwagenwindschutzscheibe gesessen und die Donau in der Sonne glitzern gesehen zu haben. Ich erinnere mich an das Geschaukel, an das Gebrumme und Gepfeife im Beiwagen. Und daß man das Verdeck öffnen konnte. Einmal sind wir mit offenem Verdeck gefahren, und der Wind hat an meinen Haaren gezerrt, und der Himmel war blau.

Auf dem dritten Foto sieht man nichts als einen langen, klobigen Tisch mit einem Schild »Matura 1922«. Mein Vater hatte 1922 im heutigen Tschechien sein Abitur gemacht. Wir haben also höchstwahrscheinlich in der Nibelungenhalle in Passau, wo die Sudetendeutschentreffen immer stattfanden, an diesem langen, klobigen Tisch mit anderen, die 1922 im heutigen Tschechien ihr Abitur gemacht hatten, zusammengesessen. Aber das kann ich natürlich nicht so genau sagen. Ich erinnere mich nur, daß ich ein kurzes grünes Sommerkleid trug und ziemlich fror in der düsteren Halle. Und daß ich unter dem Tisch saß und den ersten Marienkäfer meines Lebens sah. Er setzte sich auf eines meiner nackten Beine,

spazierte es entlang und erklomm dann meine Zehen. Als er auf meinem großen Zeh angelangt war, flog er weg. Er war rot und hatte auf jedem Flügel einen schwarzen Punkt.

Mit vier Jahren besuchte ich den Kindergarten. Er lag auf dem Spallerhof direkt neben der Spallerhofkirche. Wenn die Glocken der Spallerhofkirche zur Messe läuteten, verstanden wir im Kindergarten unsere Schwester Mathilda nicht mehr. Die Schwester Mathilda war Nonne. Einmal zeigte sie mir eine Glaskugel, da war ein Schlitten mit einem Pferd und dem Weihnachtsmann drin. Wenn man sie umdrehte, schneite es.

Meiner Erinnerung nach hatte Schwester Mathilda große, braune Augen, lange, dunkle Wimpern, eine gerade Nase und einen großen Mund. Sie war sanft und gütig. Ich mochte sie sehr gern, so daß es eigentlich merkwürdig ist, daß ich den Kindergarten haßte. Aber meine Mutter hat immer gesagt, daß ich mich jahrelang jeden Morgen, wenn wir uns auf den Weg machten, weinend an unser Treppengeländer geklammert hätte. Es kann nur an den anderen Kindern gelegen haben, daß ich den Kindergarten so haßte.

In dem Kindergarten auf dem Spallerhof waren, weil es ein katholischer Kindergarten war, alle katholischen Feste sehr wichtig. Die Schwester Mathilda konnte so sanft vom Jesukind sprechen, daß es mir heute noch vorkommt, als hätten wir es damals gesehen, blond und lockig, mit blauen Augen und kleinen, dicken Zehen.

Zu Ostern haben wir Eier bunt bemalt und gelernt, daß Gott auferstanden ist. Ich erinnere mich in dem Zusammenhang an ein Heiligenbildchen, das wir im Kindergarten von der Schwester Mathilda bekommen hatten und auf dem die Himmelfahrt abgebildet war. Es kann aber auch sein, daß wir das Heiligenbildchen später in der Volksschule von der

Religionslehrerin bekamen, zur Belohnung für zehn besuchte Maiandachten. Jedenfalls sah man darauf einen bärtigen Mann zwischen zwanzig und dreißig Jahren steil in die Höhe fahren, unter ihm Wiesen, Felder und Bäume und über ihm eine Wolke, hinter der hielt Gottvater Ausschau nach seinem gerade aufsteigenden Sohn. Und obwohl es ja eindeutig nach oben ging, ist es mir als Kind immer so vorgekommen, als müßte sich das rotbraune Gewand Jesu eigentlich bauschen, statt still in vielen Falten um seinen Körper zu fallen.

Zu Fronleichnam führten die Mädchen aus dem Kindergarten die Prozession an. Direkt hinter dem Pfarrer und seinen Meßdienern. Wir hatten alle weiße Kleider an und Blütenkränze auf dem Kopf. Die Blütenkränze waren nicht echt, sondern aus Seide. Ich weiß noch genau, wie mein Kranz aussah: Er hatte weiße Seidenröschen und dazwischen grüne Seidenblätter. Es gibt ein Foto, da hat mein Onkel Fritz plötzlich meinen Blütenkranz auf. Wahrscheinlich war gerade Fasching, denn er trägt dazu eine Hitlertolle und ein entsprechendes Bärtchen.

Aber damals bei der Fronleichnamsprozession hatte ich meinen Blütenkranz selber auf, und ich ging hinter dem Pfarrer und seinen Meßdienern her mit meinem weißen Kleid und dem mit der Brennschere gewellten Haar und streute Blumen aus einem Korb, den ich am Arm trug. Echte Blumen. In meinem Korb waren Pfingstrosen, weiße und rote, Maiglöckchen und Margeriten, und ich griff hinein, fühlte die kühlfeuchten, glatten Blätter in der Hand, nahm eine Blume heraus und warf sie auf die Straße. Hinter uns war der Boden bedeckt mit Blüten wie mit Schnee.

Auch Muttertag war bei uns im Kindergarten wie ein katholisches Fest. Es existiert heute noch ein Faltbild, da ist

vorne ein Foto von mir drauf, wie ich eine Puppe trage. Drinnen steht: »Du hast mich durch den Morgen getragen, ich werde dich durch den Abend tragen.« Das war wie ein Gelübde. Noch heute ist mir ganz komisch, wenn ich daran denke, wie die Mütter mit uns im Kindergarten gesessen und wir zusammen das Lied von den Händen der Mutter gesungen haben, die strafen und trösten, und ich weiß nicht, was noch.

Die Nikolausfeier mochte ich am wenigsten. Wenn unser Pfarrer, mit einem Wattebart notdürftig verkleidet, von der Spallerhofkirche zu uns herüber in den Kindergarten kam, um in einem großen roten Buch unsere Sünden nachzulesen, war mir ganz schlecht vor Angst. Wenn ich am Ende doch noch ein rotes Säckchen bekam, in dem Nüsse und Mandarinen waren, erschien es mir wie ein Wunder, aber richtig versöhnen konnte mich das auch nicht mehr.

Als ich fünf Jahre alt war, mußte ich für drei Wochen ins Kinderheim. Meine Mutter war mit Ischias im Krankenhaus, und mein Vater mußte beruflich nach Köln. Meine Tante Juli wollte mich nicht beaufsichtigen, weil ich nie stillsaß und sie mir daher keine Zöpfe in meine dünnen Haare flechten konnte, und meine Tante Hetti war sowieso zu nichts zu gebrauchen. Also blieb nur das Kinderheim Sankt Josef. Im Kinderheim Sankt Josef waren außer mir nur Internatskinder, und die waren immer dort.

Abends, wenn wir ins Bett gingen, mußten wir uns gleich auf den Rücken legen, die Augen schließen und die Arme auf der Bettdecke ausstrecken. Eine Nonne ging mit einem Teppichklopfer durch den Schlafsaal und schlug damit jedem, der die Arme unter der Bettdecke oder die Augen auf hatte oder nicht auf dem Rücken lag, auf die Decke. Da ich daheim immer auf der rechten Seite einschlief, konnte ich im Kinder-

heim Sankt Josef nicht gleich einschlafen. Ich lag lange wach und versuchte, das Blinzeln der Augen zu unterdrücken.

Als mein Vater mich aus dem Kinderheim abholte, hat er angeblich geweint, weil ich ihm zur Begrüßung nur die Hand gab. Als wir meine Mutter im Krankenhaus besuchten, soll ich sogar einen Knicks gemacht haben. Und gewünscht hätte ich mir gar nichts, als man mich danach fragte. Aber mein Vater hat mir trotzdem etwas geschenkt. Er hatte aus Köln eine Glaskugel mitgebracht, da war der Kölner Dom drin. Wenn man den Dom umdrehte, schnitte es.

Bald darauf kam ich dann in die Volksschule.

An die Volksschulzeit erinnere ich mich kaum. Ich weiß nur noch, daß wir eine Lehrerin hatten, die Hirsch hieß, und daß wir deshalb immer »Hirsch heißt meine Lehrerin« sagten. Die Hirsch war eine für mich sehr alte Frau mit einer dicken Nase. Die Haare hatte sie straff zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten geflochten. Die Röcke waren immer dunkelbraun oder -grau oder -blau und reichten weit übers Knie. Dazu trug die Hirsch Blusen. Sie war böse.

Vor jeder Stunde mußten wir zehn Kniebeugen machen, wozu die Hirsch die Kommandos gab. Zwischendurch zielte sie mit kleinen Kreidestückchen nach uns. Sie traktierte uns überhaupt, wo sie nur konnte. Ich haßte und fürchtete sie so, daß ich mich, wenn es ein Diktat zur Schularbeit gab, dauernd verschrieb. Noch daheim war mir schlecht davon, und ich konnte zu Mittag fast gar nichts essen. Erst gegen Abend erholte ich mich.

Im nachhinein habe ich oft gedacht, daß die Hirsch ein alter Nazi gewesen ist. Sie zog eindeutig blonde Schülerinnen vor. Wir hatten eine in der Volksschule, ich weiß noch, daß sie mit Nachnamen Hoffmann hieß, und ich weiß auch noch ge-

nau, wie sie aussah (sie hatte halblange dichte, glatte, wahrscheinlich goldblonde Haare), zu der sagte die Hirsch immer, die schönen Haare habe sie bestimmt nur, weil sie sie täglich mit hundert Bürstenstrichen bürstete. Die Hoffmann war so eingeschüchtert, daß sie »Ja« sagte. In Wahrheit bürstete die Hoffmann ihre Haare überhaupt nicht. Zumindest behauptete sie das uns gegenüber.

»Die Hirsch«, sagte mein Vater, als ich bei meinem letzten Besuch bei meinen Eltern in Linz nach dem Mittagessen die Sprache auf meine Volksschullehrerin brachte, »die konnte ja nicht einmal rechtschreiben.«

Das sei eine Folge des Krieges gewesen, sagte meine Mutter. Die Männer seien ja alle tot gewesen.

»Eis laufen« habe die Hirsch in meinem (oder sagte mein Vater: unserem?) Aufsatz aus »eislaufen« gemacht. »Wegzehrung« habe sie in »Wegzerrung« verbessert, »infolgedessen« in »in Folge dessen«; und wenn sie schon den Kindern so einen Unsinn erklärt habe wie: »Man schreibt alles groß, was man anfassen kann«, dann hätte sie meinen kleingeschriebenen »himmel« nicht als Fehler berechnen dürfen.

Ich erinnerte mich in der Hinsicht an nichts.

Die Hirsch sei eigentlich längst pensioniert gewesen, sagte meine Mutter. Sie sei bloß wegen dem Lehrermangel wieder eingestellt worden. Zur Überbrückung.

Alle drei, vier Wochen, sagte mein Vater, habe er in die Sprechstunde zur Hirsch gehen müssen, um mit ihr über Rechtschreibungsfragen zu streiten. »Totgeburt« mit »d«, »Zähre« mit »e«, »Status quo« mit »k«, das sei die Rechtschreibung der Hirsch gewesen. Zwar frage ich mich, ob es überhaupt angehen kann, daß wir in der Volksschule Texte mit Totgeburt, Zähre beziehungsweise Status quo schreiben

mußten, aber wenn mein Vater es sagt, wird schon etwas dran sein.

»Und überm Direktorinnenzimmer«, sagte meine Mutter, »ist ›Konfernzzimmer‹ gestanden.«

»›Konferenzzimmer‹ ist auf dem Schild gestanden«, sagte mein Vater.

»Nein, ›Konfernzzimmer‹«, sagte meine Mutter.

Die Religionsstunden waren immer das Schlimmste. Sie fingen mit einem Gebet an. Meistens war es ein langes Gebet. Ich hatte schon in der Pause aufs Klo gemußt, war aber nicht dazu gekommen. Plötzlich war die Pause vorbei, und die Religionslehrerin war schon in der Klasse, und das Gebet hatte schon begonnen. Da mußte ich dringend. Aber es war mir unmöglich, mitten im Gebet aufzuzeigen und die Religionslehrerin zu fragen, ob ich aufs Klo dürfe. Genauso unmöglich war es mir, einfach während des Gebets aus der Klasse zu laufen. Also blieb ich still stehen und versuchte durchzuhalten. Kurz vor dem »Amen« spürte ich es heiß meine Beine hinunterrinnen. Es hörte überhaupt nicht mehr auf. Die Religionslehrerin sah nichts oder sah es und sagte nichts. Ich setzte mich hin, und 45 Minuten lang kühlte die warme Flüssigkeit auf meiner Haut. Am Ende war sie eiskalt. Wahrscheinlich konnte man auf der weißen Strumpfhose genau die Bahn sehen, die sie genommen hatte. Als mich die Mitschülerinnen in der Pause auf die Lache unter meiner Bank aufmerksam machten, stritt ich alles ab. Ich sagte, die Lache sei vorher schon dagewesen.

Bei meinem letzten Besuch bei meinen Eltern besuchte ich, statt mich wie sie zum Mittagsschlaf hinzulegen, meine alte Volksschule.

Der Himmel war dicht bewölkt, als ich die Muldenstraße überquerte und die Stufen zum Spallerhof hochging. Ich ging wie früher die Thungassingerstraße an der Rückseite der Häuser entlang, kürzte ab durch den Hinterhof, durch den ich auch früher meinen Schulweg abgekürzt hatte, überquerte die Glimpfingerstraße und war schon da.

Die Schule war genauso groß, wie ich sie in Erinnerung hatte. Ich betrat das Gebäude, das seltsamerweise offenstand, ging am Pförtnerhäuschen vorbei, das leer war – »Schulwart« stand auf einem Schild – und schlenderte die Korridore entlang. In den leeren Fluchten war es kühl. Es roch nach saurer Milch. Die Türen zu den Klassenzimmern standen offen. Durch die offenen Türen sah ich die blankgeputzten Parkettböden, abgeschabte, kleine Schulbänke, frisch gewischte Schultafeln. In kleinen, blitzenden Kästchen unter den Tafeln lagen die Kreiden. In jeder Klasse hing ein Foto des Bundespräsidenten, jeweils unter Glas, und gegenüber je ein Kreuz aus dem – wie mir schien – gleichen Holz wie die Schulbänke. Ich ging in die Klasse 2b. Als ich ganz hinten im Klassenzimmer stand und mich niederbeugte, um mein Schuhband zuzubinden, sah ich, daß unter sämtlichen Tischen Kaugummi klebte. In einer Tischlade lag ein angebissener Apfel.

Onkel Hans

Was war eigentlich los mit dem schwermütigen Onkel Hans aus Sierning, der gar nicht mein Onkel war, sondern ein Jugendfreund meines Vaters aus dem Böhmerwald? Wieso war er schwermütig, wenn er in einem so schönen Haus wohnte? Noch heute denke ich daran, wenn ich mir ein Haus auf dem Land vorstelle, in dem ich wohnen möchte. Von der Hauptstraße Siernings, die damals kaum befahren war, führte eine Steintreppe zum Hauseingang hinauf. Mit alten, unregelmäßigen Steinstufen, zwischen denen Gras wuchs. Links neben der Treppe war eine Wiese mit Obstbäumen und einer Kastanie. An dem Zaun entlang, der den Garten begrenzte, wuchsen Ribisel und Stachelbeere. Sonst nichts. Das Haus selbst war gelb. Es hatte einen Steinboden im Vorraum und Parkettböden in den Zimmern. Im Wohnzimmer stand ein großer, dunkelbrauner Schreibtisch. Der Onkel Hans war unser einziger Bekannter, der einen Schreibtisch hatte. Und einen Bücherschrank mit Glastür. Da waren ein Totenkopf und ein paar Bücher drinnen. Auf dem Parkettboden lagen verschlissene dunkle Teppiche. Bei uns zu Hause war alles hell und neu. Meine Mutter sagte oft, wenn wir in Sierning zu Besuch gewesen waren, daß es kein Wunder sei, wenn der Hans schwermütig werde mit all dem alten Zeug um ihn herum. Aber ich glaubte nicht, daß es davon kam.

»Wahrscheinlich kommt es von der Leber«, sagte mein Vater. Zu meiner Mutter sagte er einmal bei uns zu Hause im Wohnzimmer, als er nicht wußte, daß ich im Nebenzimmer

saß, zu dem die Tür offenstand, er habe gehört, daß der Hans im Krieg Lagerarzt gewesen sei. Dann war es lange still. »Blödsinn«, hörte ich meine Mutter nach einer Weile sagen, »er ist doch Tierarzt.« Aber mein Vater sagte, im Krieg habe man da keinen Unterschied gemacht. Da ich nicht wußte, was »Lagerarzt« bedeutete, stellte ich mir ein Lebensmittellager vor, wie das vom Kolczak in der Eisenwerkstraße. Ich stellte mir vor, der Onkel Hans hätte im Krieg die Lebensmittel untersucht, und wenn der Kolczak versucht hätte, die alten Kartoffelchips zu verkaufen, die er mir einmal verkauft hatte, dann hätte der Onkel Hans es verboten.

Wenn wir zu Besuch in Sierning waren und mein Onkel Hans zu einem Bauern gerufen wurde, was oft der Fall war, fuhr ich mit. Wir saßen dann schweigend in seinem VW-Käfer und fuhren auf holprigen Wegen durch Rübenfelder. Ich hatte immer gehofft, einmal die Geburt eines Kalbes zu sehen oder wenigstens die eines Ferkels. Aber ich war nie bei einer Geburt dabeigewesen. Der Onkel Hans hat eigentlich immer nur, wie es hieß, Kühe besamt, wenn wir zu einem Bauern gefahren sind. Er hat ihnen den Schwanz hochgehalten und ist mit einer großen Spritze in der Hand mit dem Arm bis zu den Achseln im Inneren der Kuh verschwunden. Jedenfalls habe ich es so in Erinnerung. Ich habe mich immer gewundert, daß die Kühe ihn nicht getreten haben.

Der Onkel Hans war sehr schweigsam. Ich kann mich, genau genommen, überhaupt nicht an Worte aus seinem Mund erinnern. Wenn er gerade eine Kuh besamt hatte, stand er immer schweigend da, und ich wurde das Gefühl nicht los, es wollte etwas aus ihm herausbrechen. Aber es kam nichts. Auch zu den Bauern sagte er meistens nichts, aber das fiel nicht auf, weil die auch nichts sagten. Manchmal durfte ich bei den Bauern Hühner füttern oder den Hofhund streicheln.

Alle schauten mir dann schweigend zu. Einmal habe ich im Stall frisch gemolkene Milch zu trinken bekommen, die noch warm war. Während ich trank, schaute mich auch die Kuh die ganze Zeit an.

Der Onkel Hans war ziemlich dick. Das sah man nicht auf den ersten Blick, weil er weite Trachtenanzüge trug. Und weil er ein verhältnismäßig schmales Gesicht hatte. Wenn er ausging, trug er einen Hut mit einem Gamsbart und klobige Haferlschuhe. Das war nötig, weil auf den Bauernhöfen viel Dreck lag. Oft bin ich in irgendeinen Mist getreten, und meine Schuhe haben dann tagelang gestunken. Wahrscheinlich wollte meine Mutter deshalb nie, daß ich mit dem Onkel Hans zu den Bauern fuhr. Oder sie wollte nicht, daß ich sah, wie er die Kühe besamte.

Irgendwann später soll der Onkel Hans einen Schlaganfall gehabt haben. Ich stellte mir immer vor, daß er ihn gehabt hatte, während sein Arm in einer Kuh verschwunden war.

Von da an hat er bis zu seinem Tod viel geweint. Wenn wir zu Besuch gekommen sind, standen ihm schon bei der Begrüßung die Tränen in den Augen. Einmal ist er an seinem Schreibtisch gesessen, den Kopf in beide Hände gestützt, und hat geschluchzt.

Onkel Franz

Der Onkel Franz aus Nürnberg war ebenfalls ein Jugendfreund meines Vaters aus dem Böhmerwald. Er lebte mit seiner Frau und seinem Schäferhund in einer Villa mit Garten, den aber niemand außer ihm selbst betreten durfte, weil er so